

**RICHARD**  
**BRANSON**  
**LOSING MY VIRGINITY**  
Die Autobiografie

**FBV**

## PROLOG

# »AUGEN ZU UND DURCH!«

Dienstag, 7. Januar 1997, Marokko

5.30 Uhr

**J**oan schlief noch, als ich mich im Bett aufsetzte. Vom anderen Ende von Marrakesch her hörte ich den klagenden Ruf der Muezzins, die über Lautsprecher zum Gebet riefen. Ich hatte Holly und Sam immer noch nicht geschrieben. Daher riss ich eine Seite aus meinem Notizbuch und schrieb ihnen einen Brief, für den Fall, dass ich nicht zurückkehrte.

*Liebe Holly, lieber Sam,*

*das Leben kommt einem manchmal ziemlich unwirklich vor. An einem Tag ist man gesund, lebendig und voller Liebe. Am nächsten ist man nicht mehr da. Wie Ihr beide wisst, verspürte ich immer den Drang, das Leben in vollen Zügen auszukosten. So hatte ich das Glück, in meinen 46 Jahren das Leben vieler Menschen zu leben. Ich habe jede einzel-*

*ne Minute davon genossen, vor allem die Zeit mit Euch und Eurer Mum. Ich weiß, dass uns viele Leute für verrückt erklärten, weil wir uns auf dieses letzte Abenteuer eingelassen haben. Ich war überzeugt, dass sie sich irren. Meiner Ansicht nach sprach alles, was wir bei unseren Abenteuern über dem Atlantik und Pazifik gelernt hatten, für eine sichere Fahrt. Ich hielt die Risiken für vertretbar. Offensichtlich habe ich mich getäuscht. Mir tut nichts leid, was ich in meinem Leben gemacht habe – außer, dass ich Joan nicht helfen kann, Euch auf dem Weg ins Erwachsensein zu begleiten. Aber im Alter von zwölf und fünfzehn hat sich euer Charakter bereits herausgebildet. Wir sind beide sehr stolz auf Euch. Joan und ich hätten uns keine besseren Kinder vorstellen können. Ihr seid beide liebenswürdig, rücksichtsvoll, voller Leben (sogar witzig!). Was hätten wir uns sonst noch wünschen können? Seid stark! Ich weiß, dass das nicht einfach sein wird. Aber wir hatten ein wunderbares Leben zusammen, und Ihr werdet nie vergessen, wieviel Spaß wir hatten. Holt auch Ihr aus Eurem Leben alles heraus, was Ihr könnt. Genießt jede einzelne Minute. Liebt und kümmert Euch um Mum, als stünde sie für uns beide.*

*Ich liebe Euch,  
Dad*

Ich faltete den Brief zusammen und steckte ihn in meine Tasche. Komplett angezogen legte ich mich neben Joan und umarmte sie. Während ich hellwach und nervös war, kuschelte sie sich warm und schläfrig in meine Arme. Holly und Sam kamen in unser Zimmer und legten sich zwischen uns. Dann lief Sam mit seinen Cousins zum Startplatz, um den Ballon zu sehen, in dem ich in Kürze um die Welt zu fahren hoffte. Joan und Holly blieben bei mir, als ich mit Martin, unserem Meteorologen, sprach. Es sei, so meinte er, die ideale Zeit für diesen Flug. Wir hätten die besten Wetterbedingungen seit fünf Jahren. Dann rief ich unseren Arzt Tim Evans an. Er war gerade bei unserem dritten Piloten Rory McCarthy gewesen und hatte schlechte Neuigkeiten: Rory könne nicht mitkommen. Er hatte eine leichte Lungenentzündung, und wenn er drei Wochen in der Kapsel zubrächte,

könnte sie sich erheblich verschlimmern. Auf der Stelle rief ich Rory an, um ihm zu sagen, wie leid mir das tat.

»Wir sehen uns gleich im Speisesaal«, sagte ich. »Lass uns zusammen frühstücken.«

## 6.20 Uhr

Als Rory und ich uns im Speisesaal des Hotels trafen, war keine Menschenseele zu sehen. Die Journalisten, die in den vergangenen 24 Stunden unsere Startvorbereitungen verfolgt hatten, waren schon zum Startplatz aufgebrochen. Rory und ich stürzten aufeinander zu und umarmten uns. Uns liefen Tränen übers Gesicht. Als dritter Pilot bei unserer Ballonfahrt war Rory nicht nur ein enger Freund geworden, sondern hatte in letzter Zeit auch einige geschäftliche Projekte mit mir angefangen. Kurz vor der Abreise nach Marokko hatte er eine Beteiligung an unserem neuen Plattenlabel V2 erworben und in die Modefirma Virgin Clothes sowie unsere neue Kosmetikfirma Virgin Vie investiert.

»Ich kann nicht fassen, dass ich dich im Stich lasse«, sagte Rory.

»Ich war noch nie krank – kein einziges Mal.«

»Mach dir keine Gedanken«, beruhigte ich ihn. »So etwas kann passieren. Wir haben Alex, und der wiegt halb so viel wie du. Mit ihm an Bord werden wir viel weiter fliegen.«

»Jetzt mal im Ernst«, meinte Rory, »wenn du nicht wiederkommst, werde ich da weitermachen, wo du aufgehört hast.«

»Besten Dank!«, sagte ich und lachte nervös.

Alex Ritchie überwachte zusammen mit Per Lindstrand, dem erfahrenen Heißluftballonfahrer, der mich in diesen Sport eingeführt hatte, bereits die hektischen Startvorbereitungen am Startplatz. Alex war der geniale Ingenieur, der die Kapsel für den Ballon konstruiert hatte. Bis dahin war es noch niemandem gelungen, ein Ballonsystem zu bauen, das Fahrten auf der Höhe des Jet-Streams zuließ. Obwohl er schon die Kapsel für die Atlantik- und Pazifiküberquerung gebaut hatte, kannte ich ihn nicht besonders gut. Jetzt war natürlich keine Zeit mehr, viel über ihn in Erfahrung zu bringen. Obwohl er kein Flugtraining absolviert hatte, fällt er die mutige

Entscheidung, uns zu begleiten. Wenn mit dem Flug alles glattging, hatten wir ungefähr drei Wochen Zeit, uns kennenzulernen. So gründlich, wie wir nur wollten.

Im Gegensatz zu meiner Atlantik- und Pazifiküberquerung im Heißluftballon mit Per würden wir auf dieser Reise nur dann Luft erwärmen, wenn es unbedingt erforderlich war: Der Ballon hatte einen Heliumkern, der uns in die Höhe tragen würde. Per wollte die Luft um den Heliumkern herum in der Nacht erwärmen, um zu verhindern, dass sich das Helium zusammenzog, schwerer wurde und absank. Joan, Holly und ich umarmten uns. Wir mussten aufbrechen.

## 8.30 Uhr

Wir sahen ihn alle gleichzeitig. Als wir den unbefestigten Weg zu dem marokkanischen Luftstützpunkt entlangfuhren, erinnerte er an eine neue, über Nacht aus dem Boden gewachsene Moschee. Über windschiefen, staubigen Palmen erhob sich wie eine Perlmutterkuppel ein beeindruckender weißer Bogen. Es war der Ballon. Reiter galoppierten mit geschultertem Gewehr am Straßenrand entlang in Richtung Luftstützpunkt. Alle wurden magisch von dem riesigen, weiß schimmernden Ballon angezogen, der groß und schlank in der Luft hing.

## 9.15 Uhr

Hinter den Absperrungen zum Ballon hatte sich eine erstaunliche Menschenmenge versammelt. Auf der einen Seite stand die gesamte Besatzung des Stützpunkts in ihren schicken marineblauen Uniformen stramm. Vor ihnen stimmten traditionelle marokkanische Tänzerinnen mit weißen Kopfbedeckungen klagende Gesänge an. Plötzlich galoppierte eine als Berber kostümierte Reitergruppe mit gezückten, antiken Musketen heran und stellte sich in einer Reihe vor dem Ballon auf. Einen schrecklichen Augenblick lang glaubte ich, sie würden zur Feier des Ereignisses mit einer Salutschalve ein Loch in die Ballonhülle schießen. Per, Alex und ich überprüften noch

einmal alle Systeme in der Kapsel. Die Sonne stieg rasch höher, und das Helium begann sich auszudehnen.

## 10.15 Uhr

Wir hatten alle Tests abgeschlossen und waren startklar. Ein letztes Mal umarmte ich Joan, Holly und Sam. Ich bewunderte Joans Stärke. Holly war in den vergangenen vier Tagen nicht von meiner Seite gewichen, und auch sie schien die Situation völlig im Griff zu haben. Ich dachte, dass auch Sam relativ gefasst sei, bis er plötzlich in Tränen ausbrach und sich so fest an mich klammerte, als wolle er mich nie wieder loslassen. Die verzweifelte Kraft seiner Umarmung werde ich nie vergessen. Dann küsste er mich, ließ mich los und hielt sich an Joan fest. Ich küsste meinen Vater und meine Mutter zum Abschied. Mum drückte mir einen Brief in die Hand. »Öffne ihn nach sechs Tagen«, sagte sie. Ich hoffte im Stillen, dass wir so lange durchhalten würden.

## 10.50 Uhr

Jetzt mussten wir nur noch die Stahlstufen zur Kapsel hinaufsteigen. Eine Sekunde lang zögerte ich und fragte mich, wann und wo ich wieder festen Boden unter den Füßen haben würde – oder Wasser. Für Zukunftsprognosen hatten wir keine Zeit. Ich kletterte durch die Luke. Per saß am Hauptsteuerpult, ich neben der Kamera, und Alex machte es sich auf dem Sitz neben der Ausstiegs Luke bequem.

## 11.19 Uhr

Zehn, neun, acht, sieben, sechs, fünf ... Während Per den Countdown herunterzählte, konzentrierte ich mich auf die Kamera. Mit einer Hand prüfte ich immer wieder nervös meine Fallschirmschnalle. Vier, drei, zwei, eins ... Per legte einen Hebel um und aktivierte so die Bolzen, mit denen die Halte-

leinen durchtrennt wurden. Wir stiegen geräuschlos und schnell in den Himmel. Von den Brennern war nichts zu hören: Wie der Luftballon eines Kindes stiegen wir einfach immer weiter. Als uns der sanfte Morgenwind erfasste, begannen wir in Richtung Marrakesch zu treiben. Durch den noch offenen Notausstieg winkten wir den immer kleiner werdenden Schaulustigen zu. Unter uns lag Marrakesch in seiner ganzen Pracht: die eckigen rosa Mauern, der große Marktplatz, die grünen Gärten und die Brunnen hinter den hohen Mauern. Auf 3000 Meter Höhe wurde die Luft kalt und dünn. Wir schlossen die Luke. Von nun an waren wir auf uns gestellt. Das Belüftungssystem ließ den Druck in unserer Kapsel steigen.

Unser erstes Fax kam kurz nach Mittag an.

»Oh, mein Gott!« Per reichte es mir. »Sieh dir das an.«

»Achtung: Die Halterungen der Brennstofftanks sind arretiert«, las ich. Das war unser erster Fehler. Die Halterungen durften nicht arretiert sein, sodass wir im Notfall sowie beim Absinken des Ballons einen Eintonnen-Brennstofftank als Ballast abwerfen konnten.

»Wenn das unser einziger Fehler ist, sind wir gar nicht so schlecht«, versuchte ich Per aufzuheitern.

»Wir müssen runter auf 1600 Meter. Dann klettere ich hinaus und löse die Arretierung«, meinte Alex. »Das ist kein Problem.«

Während des Tages konnten wir unmöglich tiefer gehen, da die Sonne das Helium erwärmte. Die einzige Sofortlösung wäre gewesen, Helium abzulassen. Das wäre dann aber für immer verloren gewesen, und so etwas konnten wir uns nicht leisten. Also beschlossen wir, den Ballon erst nach Einbruch der Dunkelheit absinken zu lassen. Eine nagende Furcht blieb, denn wir wussten nicht, wie sich dieser Ballon in der Nacht verhalten würde – und mit den arretierten Brennstofftanks konnten wir uns unter Umständen nicht aus einer schwierigen Lage retten. Alex und ich versuchten, das Problem abzuschütteln, doch Per wurde ganz depressiv. Zusammengesunken und wütend saß er am Steuerpult und sprach nur noch, wenn er direkt gefragt wurde. Den ganzen Tag über flogen wir ruhig dahin. Der Blick über das Atlasgebirge war atemberaubend schön; die zerklüfteten, schneebedeckten Gipfel glänzten unter uns in der strahlenden Sonne. In der Kapsel war es eng: Die dort aufgestapelten Vorräte sollten ja für 18 Tage reichen.

Wie sich herausstellte, hatten wir nicht nur vergessen, die Arretierung an der Brennstoffzufuhr zu lockern. Wir hatten auch kein Toilettenpapier mitgenommen, sodass wir auf eingehende Faxe warten mussten, bevor wir die Toilette am unteren Ende der winzigen Wendeltreppe benutzen konnten. Dabei benötigte mein marokkanischer Magen viele Faxe. Per hüllte sich weiter in düsteres Schweigen, aber Alex und ich waren einfach froh, dass wir von dem Problem mit den arretierten Halterungen schon vor Eintreten des Ernstfalls erfahren hatten. Als wir uns der algerischen Grenze näherten, wartete bereits der nächste Schock auf uns. Die Algerier teilten uns mit, dass wir uns direkt auf ihre wichtigste Militärbasis in Béchar zubewegten. Sie ließen uns wissen, dass wir diese auf keinen Fall überfliegen durften: »Sie sind NICHT befugt, in diesen Luftraum einzudringen«, stand in dem Fax. Aber wir hatten keine andere Wahl.

Ich sprach etwa zwei Stunden lang per Satellitentelefon mit unserem Fluglotsen Mike Kendrick und versuchte, mehrere britische Minister zu kontaktieren. Schließlich kam uns André Azoulay, der marokkanische Minister, der alle Hindernisse für einen Start in seinem Land aus dem Weg geräumt hatte, noch einmal zu Hilfe. Er erklärte den Algeriern, dass wir unsere Richtung nicht ändern könnten, aber auch keine starken Kameras an Bord hätten. Sie akzeptierten das und gaben nach. Als uns diese positive Nachricht erreichte, machte ich mir Notizen in meinem Bordbuch. Ich blätterte um und fand einen handgeschriebenen Zettel von Sam in dicker schwarzer Tinte, der mit Klebestreifen auf der Seite befestigt war: »An Dad: Ich hoffe, es macht dir viel Spaß. Komm gesund zurück. Ich liebe dich sehr. Dein Sohn Sam.« Jetzt wusste ich, warum Sam am Vorabend ohne mich in die Kapsel geschlüpft war! Um 17.00 Uhr befanden wir uns immer noch auf 10 000 Meter Höhe. Per schaltete die Brenner ein, um die Luft in der Hülle zu erwärmen. Obwohl sie eine Stunde lang brannten, begann der Ballon kurz nach 18.00 Uhr langsam, aber sicher an Höhe zu verlieren.

»Irgendwas stimmt an der Theorie nicht«, sagte Per.

»Was ist los?«, fragte ich.

»Ich weiß es nicht.«

Per ließ die Brenner ohne Unterlass laufen, doch der Ballon bewegte sich weiter in Richtung Erde. Wir sanken erst um 300 und dann noch um weitere 150 Meter. Als die Sonne hinter dem Horizont verschwand, wurde

es immer kälter. Es war klar, dass sich das Helium rasch zusammenzog und über uns zum Totgewicht wurde.

»Wir müssen Ballast abwerfen«, sagte Per. Er hatte Angst. Alex und mir ging es nicht besser. Wir drehten die Hebel, um die Bleigewichte an der Unterseite der Kapsel abzuwerfen. Sie sollten etwa zwei Wochen in Reserve gehalten werden. Auf meinem Bildschirm beobachtete ich, wie sie wie Bomben zur Erde fielen. Ich hatte das schreckliche Gefühl, dass dies erst der Anfang einer Katastrophe war. Die Kapsel war größer als diejenigen für die Atlantik- und Pazifiküberquerung, aber es war trotzdem nur eine Metallkiste, die an einem riesigen Ballon hing und der Gewalt von Wind und Wetter ausgeliefert war.

Allmählich wurde es dunkel. Ohne die Bleigewichte blieben wir eine Zeitlang stabil, doch plötzlich begann der Ballon wieder an Höhe zu verlieren, diesmal jedoch schneller. Wir sackten in einer Minute 600 Meter ab und weitere 600 Meter in der nächsten. Meine Ohren wurden taub und knackten; ich spürte, wie mein Magen sich hob und gegen meine Rippen presste. Wir waren nur noch auf 5000 Meter Höhe.

Ich bemühte mich sehr, ruhig zu bleiben, und konzentrierte mich voll auf Kamera und Höhenmesser, während ich im Geiste in Windeseile alle Optionen durchging. Wir mussten die Brennstofftanks abwerfen. Damit war aber die Reise vorbei. Ich biss mir auf die Lippen. Wir befanden uns mitten in der Nacht irgendwo über dem Atlasgebirge auf dem besten Weg zu einer furchtbaren Bruchlandung. Keiner von uns sprach ein Wort. Ich machte blitzschnell einige Rechnungen.

»Bei diesem Tempo bleiben uns noch sieben Minuten«, sagte ich.

»Okay«, sagte Per. »Öffnet die Luke. Wir müssen den Druck ausgleichen.«

Wir öffneten die Ausstiegsluke bei 4000 Meter Höhe, sanken auf 3500 Meter. Eiskalte Luft strömte in die Kapsel, nahm uns den Atem und glich den Druck aus. Alex und ich begannen, alles, was nicht niet- und nagelfest war, über Bord zu werfen: Wasser, Lebensmittel, Ölkänter. Alles. Sogar ein Bündel Dollar. Fünf Minuten lang konnten wir dadurch unsere Höhe halten. Es ging nicht mehr darum, den Flug fortzusetzen. Wir kämpften jetzt ums nackte Überleben.

»Es reicht nicht«, sagte ich, als der Höhenmesser auf 3000 Meter gefallen war. »Wir verlieren immer noch an Höhe.«

»Okay, ich klettere jetzt aufs Dach«, sagte Alex. »Die Tanks müssen weg.«

Da Alex die Kapsel praktisch selbst gebaut hatte, wusste er genau, wie man die Arretierung lösen musste. Trotz meiner Panik wurde mir klar, dass wir nichts hätten tun können, wenn stattdessen Rory an Bord gewesen wäre. Wir hätten mit dem Fallschirm abspringen müssen. In diesem Augenblick wären wir über dem Atlasgebirge in die Dunkelheit gesprungen. Die Brenner zischten und warfen einen leuchtenden orangefarbenen Lichtschein über uns.

»Bist du schon mal mit dem Fallschirm abgesprungen?«, rief ich Alex zu.

»Nein, noch nie«, erwiderte er.

»Das ist deine Reißleine«, sagte ich und führte seine Hand an die betreffende Stelle.

»Wir sind jetzt bei 2500 Meter und sinken weiter«, rief Per. »2200 Meter.«

Alex kletterte durch die Luke auf das Dach der Kapsel. Es war schwierig festzustellen, wie rasch wir an Höhe verloren. Meine Ohren waren jetzt zu. Wenn die Arretierung festgefroren war und Alex die Tanks nicht lösen konnte, mussten wir springen. Uns blieben nur noch wenige Minuten. Ich warf einen Blick aus der Luke und spielte im Geiste durch, was wir tun mussten: eine Hand an den Rand, hinaustreten und dann hinein in die Dunkelheit. Meine Hand tastete instinktiv nach meinem Fallschirm. Ich vergewisserte mich, dass Per seinen angeschnallt hatte. Per ließ den Höhenmesser nicht aus den Augen. Die Zahlen fielen rasch.

Uns blieben nur noch 2000 Meter, und es war dunkel. Jetzt waren es nur noch 1800 Meter. Wenn Alex eine weitere Minute dort oben blieb, wären wir auf 1200 Meter. Ich steckte den Kopf durch die Luke und beobachtete, wie Alex sich am Dach der Kapsel entlangtastete. Es war stockfinster und bitterkalt. Wir konnten die Erde unter uns nicht sehen. Telefon und Fax klingelten pausenlos. Die Bodenkontrolle fragte sich wohl, was zum Teufel wir da oben trieben.

»Einer ist locker«, schrie Alex durch die Luke.

»1200 Meter«, sagte Per.

»Nummer zwei«, rief Alex.

»1100 Meter.«

»Noch einer.«

»1000 Meter, 800.«

Für einen Absprung war es zu spät. Bis wir sprangen, würden wir von den Bergen direkt unter uns zerschmettert.

»Komm wieder rein«, schrie Per. »Sofort!«

Alex ließ sich durch die Luke fallen. Wir machten uns bereit. Per drehte den Hebel, um einen Tank abzuwerfen. Wenn der Bolzen sich nicht löste, blieben uns noch ungefähr 60 Sekunden bis zu unserem sicheren Tod. Der Tank fiel herab, und der Ballon kam abrupt zum Stillstand. Es war, als würde man in einem Aufzug auf dem Boden aufprallen. Wir wurden in unsere Sitze gepresst; mein Kopf wurde zwischen meine Schultern gedrückt. Dann begann der Ballon zu steigen. Wir starteten auf den Höhenmesser: 850, 900, 950 Meter. Wir waren in Sicherheit. Nach zehn Minuten befanden wir uns wieder auf über 1000 Meter, und der Ballon stieg weiter in den nächtlichen Himmel. Ich kniete auf dem Boden neben Alex und umarmte ihn.

»Gott sei Dank, dass du bei uns bist«, sagte ich. »Ohne dich wären wir jetzt alle tot.«

Es wird behauptet, sterbende Menschen würden in den letzten Sekunden vor dem Tod ihr Leben Revue passieren lassen. In meinem Fall stimmte das nicht. Während wir auf die Erde zurasten und auf dem besten Weg waren, uns über dem Atlasgebirge in einen Feuerball zu verwandeln, hatte ich nur einen einzigen Gedanken: Wenn ich da lebend rauskäme, würde ich so etwas nie wieder tun.

Die ganze Nacht über kämpften wir damit, den Ballon unter Kontrolle zu halten. Einmal begann er ohne ersichtlichen Grund stetig zu steigen, bis wir schließlich bemerkten, dass einer der verbleibenden Brennstofftanks ein Leck hatte: Wir hatten Brennstoff abgelassen, ohne es zu merken. Im Morgengrauen bereiteten wir uns auf die Landung vor. Unter uns erstreckte sich die algerische Wüste: selbst unter günstigsten Bedingungen ein unwirtlicher Ort, aber angesichts des Bürgerkriegs, der das Land erschütterte, weniger einladend denn je. Die Wüste bestand nicht aus den weichen gelben Sanddünen, die einem Filme wie *Laurence von Arabien* vorgaukeln. Der kahle Boden war rot und felsig, unfruchtbar wie die Marsoberfläche. Felsen ragten wie riesige Termitenhügel steil empor. Alex und ich saßen auf dem Dach der Kapsel und bewunderten den Sonnenaufgang über der Wüste. Uns war bewusst, dass hier ein Tag anbrach, den wir beinahe nicht mehr erlebt hätten. Die steigende Sonne und die zunehmende Wärme des Tages erschie-

nen uns wie ein kostbares Geschenk. Als wir den Schatten des Ballons über den Wüstenboden wandern sahen, konnten wir kaum glauben, dass es sich hier um das gleiche Gefährt handelte, das sich mitten in der Nacht wie ein Geschoss auf das Atlasgebirge zubewegt hatte. Die noch nicht abgeworfenen Tanks versperrten Per die Sicht, sodass Alex ihm den Weg wies. Als wir uns der Erde näherten, rief Alex: »Stromleitung voraus!«

Per gab zurück, dass wir uns mitten in der Sahara befänden und es sich unmöglich um eine Stromleitung handeln könne. »Du siehst wohl eine Fata Morgana«, brüllte er. Alex schlug ihm vor, aufs Dach zu klettern und sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, dass es uns gelungen war, die einzige Stromleitung in der Sahara zu finden. Trotz der ungeheuren Weite der kahlen Wüste um uns herum sahen wir binnen weniger Minuten nach unserer Landung die ersten Anzeichen von Leben. Eine Gruppe von Berbern tauchte plötzlich hinter den Felsen auf. Zunächst hielten sie Abstand. Wir wollten ihnen gerade etwas Wasser und einige der verbliebenen Vorräte anbieten, als wir über uns die klappernden Rotorflügel von Militärhubschraubern hörten. Sie mussten uns auf ihrem Radar verfolgt haben. Die Berber verschwanden so schnell, wie sie gekommen waren. Zwei Hubschrauber landeten direkt neben uns und wirbelten große Staubwolken auf. Bald waren wir von Soldaten mit steinernem Blick umringt, die offenbar nicht wussten, wohin sie ihre Maschinengewehre richten sollten. »Allah«, sagte ich ermutigend.

Einen Moment lang standen sie stumm da. Dann übermannte sie die Neugier, und sie kamen näher. Wir zeigten ihrem Offizier die Kapsel. Er bewunderte die verbleibenden Brennstofftanks. Als wir vor der Kapsel standen, fragte ich mich, was diese algerischen Soldaten wohl von unserem Ballon hielten. Ich drehte mich um und versuchte, ihn einen Augenblick lang mit ihren Augen zu sehen. Die noch nicht abgeworfenen Tanks waren leuchtend rot und gelb bemalt und sahen aus wie überdimensionale Dosen Virgin Cola und Virgin Energy. Die Seitenwand der Kapsel schmückten Slogans für Virgin Atlantic, Virgin Direct, Virgin Territory und Virgin Cola. Es war wohl unser Glück, dass diese gläubigen Moslems den Spruch auf dem oberen Rand der Virgin-Energy-Dose nicht verstanden: ENTGEGEN ALLER GERÜCHTE GIBT ES ABSOLUT KEINEN BEWEIS DAFÜR, DASS VIRGIN ENERGY EIN APHRODISIAKUM IST.

Als ich im roten Sand der algerischen Wüste vor meinem geistigen Auge nochmals den grauenhaften Sinkflug über dem Atlasgebirge durchlebte, schwor ich mir erneut, dass ich so etwas nie wieder versuchen würde. Gleichzeitig wusste ich aber auch tief in meinem Herzen, dass ich mich nochmals zu einem letzten Versuch aufraffen würde, wenn ich nach meiner Rückkehr mit anderen Ballonfahrern gesprochen hatte, die ebenfalls eine Weltumrundung anstrebten. Es ist eine unwiderstehliche Herausforderung, die inzwischen viel zu tief in mir verwurzelt ist, als dass ich sie aufgeben könnte. Die beiden Fragen, die mir am häufigsten gestellt werden, lauten: »Wieso riskieren Sie Kopf und Kragen mit Ihren Ballonfahrten?« und »Wohin bewegt sich die Virgin-Gruppe?« In gewisser Hinsicht beantwortete die über und über mit Virgin-Marken geschmückte Ballonkapsel in der Mitte der algerischen Wüste genau diese zentralen Fragen. Ich wusste, dass ich wieder versuchen würde, mit dem Ballon rund um die Welt zu fahren, weil dies eine der wenigen noch verbleibenden Herausforderungen ist. Sobald ich den Schrecken des eigentlichen Fluges verdaut hatte, würde ich überzeugt sein, dass wir aus unseren Fehlern lernen können und bei der nächsten Fahrt nicht in Gefahr geraten würden. Die globalere Frage nach meinem letztendlichen Ziel für die Virgin-Gruppe kann ich unmöglich beantworten. Anstelle einer hochtheoretischen Erklärung, die nicht zu meiner Denkweise passen würde, habe ich dieses Buch geschrieben, um zu zeigen, wie wir Virgin zu dem gemacht haben, was es heute ist. Wenn Sie sorgfältig zwischen den Zeilen lesen, werden Sie hoffentlich verstehen, welche Vision wir mit der Virgin-Gruppe verfolgen und in welche Richtung wir uns bewegen. Manche Menschen behaupten, meine Vision für Virgin würde alle Regeln brechen und ein übermäßig buntes Kaleidoskop schaffen. Andere sagen, Virgin sei auf dem besten Weg dazu, einer der führenden Markennamen des nächsten Jahrhunderts zu werden. Wieder andere analysieren den Konzern bis ins kleinste Detail und schreiben dann akademische Traktate darüber. Was mich anbelangt, so greife ich einfach nach dem Telefonhörer und mache weiter. Meine Ballonfahrten und die zahlreichen Virgin-Unternehmen, die ich gegründet habe, bilden eine nahtlose Kette der Herausforderungen, die ich bis in meine Kindheit zurückverfolgen kann.

Dieses Buch ist der erste Band meiner Autobiografie. Es deckt die ersten 43 Jahre meines Lebens ab. Nachdem ich über dem Atlasgebirge dem Tod

so nahe war, dachte ich, es sei besser, dieses Buch jetzt zu schreiben für den Fall, dass mich mein Schutzengel bei meinem nächsten Versuch im Stich lässt. Ähnlich wie bei meinen Ballonfahrten ging es während meiner ersten 43 Lebens- und Berufsjahre immer ums Überleben. Dieses Buch endet mit Virgin Atlantics außergewöhnlichem Sieg über British Airways im Januar 1993. Knapp ein Jahr zuvor war ich gezwungen, Virgin Music zu verkaufen und erreichte damit den Tiefpunkt meiner beruflichen Karriere. Der Sieg über British Airways war der Wendepunkt für Virgin. Allen Widerständen zum Trotz hatte ich 43 Jahre lang überlebt und zum ersten Mal in meinem Leben Geld zur Verfügung. Wir wollten viele Träume verwirklichen, und ich begann zu erkennen, was wir mit Virgin erreichen könnten. *Wie* wir diese Träume erfüllen, wird Gegenstand des nächsten Buches sein. Hier geht es zunächst einmal darum, wie es uns mit Hängen und Würgen gelang, so lange zu überleben, bis wir diesen Punkt erreichten.

Als ich nach einem Titel für dieses Buch suchte, meinte David Tait, der die Aktivitäten von Virgin Atlantic in den USA leitet, ich solle es *Virgin: Die Kunst der Geschäftsstrategie und der Wettbewerbsanalyse* nennen. »Nicht schlecht«, meinte ich nachdenklich, »aber ich bin mir nicht sicher, ob das den richtigen Pepp hat.«

»Natürlich«, fuhr er fort, »würde der Untertitel lauten: *Augen zu und durch!*«

## KAPITEL 1

# IN UNSERER FAMILIE HÄTTEN WIR ALLES FÜREINANDER GETAN

1950 bis 1963

**D**ie Erinnerung an meine Kindheit ist inzwischen etwas verblasst, doch einige herausragende Ereignisse sind mir im Gedächtnis geblieben. Ich weiß noch, dass meine Eltern uns pausenlos vor neue Herausforderungen stellten. Meine Mutter war entschlossen, uns zu unabhängigen Menschen zu erziehen. Als ich vier Jahre alt war, hielt sie das Auto einige Kilometer von zu Hause entfernt an und zwang mich, selbst meinen Heimweg über die Felder zu suchen. Ich verirrte mich hoffnungslos. Das Erste, an das sich meine jüngste Schwester Vanessa erinnert, war, wie sie eines Morgens im Januar in der Dunkelheit geweckt wurde, weil meine Mutter beschlossen hatte, dass ich an jenem Tag nach Bournemouth radeln sollte. Mum packte mir ein paar Sandwiches und einen Apfel ein und erklärte, Wasser müsse ich mir unterwegs selbst beschaffen. Bournemouth war 80 Kilometer entfernt von unserem Haus in Shamley Green in Surrey. Ich war noch keine zwölf Jahre alt, aber Mum dachte, dieses Abenteuer würde mir zeigen, wie wichtig

Durchhaltevermögen und ein guter Orientierungssinn sind. Ich kann mich vage erinnern, wie ich in der Dunkelheit aufbrach und die nächste Nacht bei Verwandten verbrachte. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wie ich ihr Haus fand und am nächsten Tag wieder nach Shamley Green zurückfuhr, aber ich weiß noch gut, wie ich schließlich wie ein siegreicher Held in unsere Küche spazierte, ungemein stolz auf meinen Radmarathon war und einen begeisterten Empfang erwartete.

»Gut gemacht, Ricky«, sagte meine Mutter. Sie war gerade beim Zwiebelschneiden. »Hat's Spaß gemacht? Könntest du bitte gleich zum Pfarrer hinüberlaufen? Er bräuchte jemanden, der ihm etwas Holz hackt, und ich habe gesagt, dass du jeden Augenblick zurückkommen würdest.«

Unsere Herausforderungen waren eher körperlicher als intellektueller Natur. Schon bald begannen wir, sie uns selbst zu suchen. So erinnere ich mich etwa daran, wie ich schwimmen lernte. Ich war vier oder fünf, und wir verbrachten mit den Schwestern meines Vaters, Tante Joyce und Tante Wendy, und Wendys Mann, Onkel Joe, unsere Ferien in Devon. Tante Joyce mochte ich besonders gerne. Zu Beginn der Ferien hatte sie mit mir um 10 Schilling gewettet, dass ich nicht bis zum Ende der zwei Ferienwochen schwimmen lernen könne. Stundenlang kämpfte ich im Meer gegen eiskalte Wellen an, doch am letzten Ferientag konnte ich immer noch nicht richtig schwimmen. Ich paddelte nur und hüpfte dabei mit einem Fuß auf dem Boden. Ich tauchte in die Wellen, bevor ich spuckend wieder an die Oberfläche kam und versuchte, möglichst wenig Meerwasser zu schlucken.

»Macht nichts, Ricky«, tröstete mich Tante Joyce. »Nächstes Jahr klappt's bestimmt.«

Aber ich war fest entschlossen, nicht so lange zu warten. Tante Joyce hatte mit mir eine Wette abgeschlossen, und ich bezweifelte, dass sie sich im nächsten Jahr noch daran erinnern würde. An unserem letzten Tag standen wir früh auf, packten die Autos und brachen zur zwölfstündigen Heimfahrt auf. Die Straßen waren schmal, unsere Wagen langsam und der Tag heiß. Alle wollten möglichst schnell nach Hause. Während der Fahrt entdeckte ich einen Fluss.

»Daddy, könntest du bitte anhalten?«, bat ich.

Der Fluss war meine letzte Chance: Ich war sicher, dass ich schwimmen und die Wette mit Tante Joyce gewinnen konnte.

»Bitte halt an!«, rief ich.

Mein Vater blickte in den Rückspiegel und fuhr langsam an den Straßenrand.

»Was ist los?«, fragte Tante Wendy, als wir alle aus dem Wagen kletterten.

»Ricky hat den Fluss dort unten gesehen«, erklärte Mum. »Er möchte ein letztes Mal versuchen zu schwimmen.«

»Wollen wir nicht alle möglichst schnell heim?«, jammerte Tante Wendy.

»Die Reise ist so furchtbar lang.«

»Komm schon, Wendy. Gib dem Jungen noch eine Chance«, meinte Tante Joyce. »Schließlich sind es meine zehn Schilling.«

Ich riss mir die Kleider vom Leib und rannte in Unterhosen zum Flussufer hinunter. Ich wagte nicht stehenzubleiben für den Fall, dass sie ihre Meinung änderten. Als ich ans Ufer kam, hatte ich ziemliche Angst. In der Mitte des Flusses sprang das Wasser in einem Strom von Blasen über die Felsen. Ich fand eine von Kühen niedergedrampelte Stelle und watete in die Strömung. Schlamm hing zwischen meinen Zehen. Ich drehte mich um. Onkel Joe, Tante Wendy und Tante Joyce, meine Eltern und meine Schwester Lindi sahen mir zu: die Damen in geblühten Kleidern, die Herren in Sportjackets und Krawatten. Dad zündete seine Pfeife an und setzte eine völlig unbeteiligte Miene auf; Mum lächelte wie üblich ermutigend. Ich holte tief Luft und sprang in die Strömung, spürte aber sofort, wie ich sank und meine Beine hilflos im Wasser zappelten. Die Strömung warf mich hin und her, zerrte an meiner Unterhose und riss mich flussabwärts. Ich bekam keine Luft und schluckte Wasser. Ich versuchte, an die Oberfläche zu gelangen, fand aber keinen Halt. All mein Strampeln und Zappeln half nichts. Dann fand mein Fuß einen Stein, und ich stieß mich mit aller Kraft ab. Ich kam wieder an die Oberfläche und holte tief Luft. Das brachte mich wieder ins Gleichgewicht. Ich wurde ruhiger. Ich musste unbedingt diese zehn Schilling gewinnen. Ich trat langsam Wasser, breitete meine Arme aus und stellte fest, dass ich auf der Wasseroberfläche schwamm. Zwischendurch tauchte ich zwar immer noch unter, doch plötzlich war eine Last von mir abgefallen: Ich konnte schwimmen. Mir war gleichgültig, dass mich der Fluss mitriss. Ich schwamm triumphierend hinaus in die Mitte der Strömung. Über dem Rauschen und Gluckern des Wassers hörte ich, wie meine Familie applaudierte und jubelte. Nachdem ich eine schiefe Kreisbahn geschwommen war

und vielleicht 50 Meter flussabwärts wieder ans Ufer kletterte, sah ich Tante Joyce in ihrer großen schwarzen Handtasche nach ihrem Geldbeutel kramen. Ich stieg aus dem Wasser, lief durch ein Brennesselfeld und kletterte die Böschung hinauf. Mir war kalt, ich war voller Schlamm und hatte mich an Brennesseln verbrannt – aber ich konnte schwimmen.

»Das ist für dich, Ricky«, sagte Tante Joyce. »Gut gemacht.«

Ich blickte auf den Zehnschillingschein in meiner Hand. Er war groß, braun und nagelneu. Ich hatte noch nie zuvor so viel Geld in der Hand gehabt; es kam mir vor wie ein Vermögen.

»Steigt ein«, sagte mein Vater. »Wir fahren weiter.«

Erst in diesem Augenblick fiel mir auf, dass auch er völlig durchnässt war. Er hatte die Nerven verloren und war hinter mir ins Wasser gesprungen. Er nahm mich ganz fest in seine Arme.

Ich kann mich an keinen Augenblick in meinem Leben erinnern, in dem ich nicht die Liebe meiner Familie spürte. Wir hätten alles füreinander getan – und daran hat sich bis heute nichts geändert. Meine Eltern liebten sich sehr, und in meiner Kindheit gab es kaum ein scharfes Wort zwischen ihnen. Meine Mutter Eve war stets voller Lebensenergie und spornte uns zu allen möglichen Aktivitäten an. Mein Vater Ted war der Ruhigere, der gerne seine Pfeife rauchte und Zeitung las. Beide liebten sie jedoch Abenteuer. Ted wollte eigentlich Archäologe werden, aber sein Vater, ein hochrangiger Richter, wünschte sich, dass er der Branson-Tradition folgen und Jura studieren sollte. Drei Generationen von Bransons waren bereits Juristen gewesen. Mein Großvater engagierte also einen Karriereberater, der mit Ted mögliche Berufswege besprechen sollte. Als sich herausstellte, dass Ted Archäologe werden wollte, weigerte sich mein Großvater, die Rechnung des Berufsberaters zu bezahlen mit der Begründung, dass er seine Arbeit nicht ordentlich erledigt habe. Widerwillig ging Ted also nach Cambridge, um Jura zu studieren, und machte seine Sammlung antiker Artefakte und Fossilien, die er sein »Museum« nannte, zu einem Hobby.

Bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges im Jahr 1939 meldete sich Ted freiwillig bei den Staffordshire Yeomanry, einem im Umfeld der englischen Juristenverbände, der »Inns of Court«, organisierten Kavallerieregiment. Seine Einheit kämpfte in Palästina, und Ted nahm im September 1942 an